

Geheimnisse Berlins.

Roman von Louise Westkirch.

(1. Fortsetzung.)

War ich je in Gefahr gewesen, wiederholte Rob betroffen. Draußen war's totenstill geworden. Müst Geschrei und Schüsse verhallt. Der erste Glockenschlag, der das erste Viertel der ersten Stunde des „Neuen Jahres“ verkündete, schallte unheimlich durch das tiefe Schweigen. Der junge Mensch fuhr sich, wie aus einem Traum erwachend, mit dem Kermel über die Stirn. So still wie draußen war's in seinem Herzen geworden. Verhaftet der Jörn, die Trunkenheit, die Rache-lust und der rasche Entschluß, der ihn entspringen. Verloren, unwiederbringlich zugleich die Gelegenheit, Reichtum zu erlangen mit einem Schlag. Er fühlte kein Bedauern darüber.

„War ich je in Gefahr gewesen?“ „Heut' Abend war er in Gefahr, nach der Ansicht einer Mutter gewiß. Und einer Mutter Hand und Wort bleibt ihn gewaltig zurück. War's sei in e Mutter, die durch den Mund der Ster-benden zu ihm sprach? — Selbstan-schauen gewiß, daß er's nicht hatte vollenden können, wie er's mit festem Willen über sich beschloffen hatte. Viel-leicht war's gut. Vielleicht — viel-leicht gab's dennoch irgendwo, irgend-wo eine Macht, die Dinge zum Guten wandle für thörichte hitzige Menschen-kinder.“

„Fräulein Aroth, die Leute im Haus kommen zurück. Ich schide Ihnen einen Arzt, wenn ich einen finde.“ „O, ich danke Ihnen, Herr Werner! Ich danke Ihnen so sehr.“ „Sie mit? Willst du nicht ich Ihnen danken. Gleichwohl! Gutes Jahr, Fräulein. Gute Nacht. Ich glaub' es ist eine gute Nacht.“

Er fachte die kleine, mustelkante Lade der Arabatin und drückte sie fest zwischen seinen starken Fingern. Dann ging er aus dem Haus. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, er schob den Rodtragen in den Rachen und piffte. Seine Taschen waren leer aber die Welt lag weit und lodend vor ihm in ihrem Schneefeld, und nicht einer ihrer vielen Pfade zum Glück war ihm verrammelt.

Da trat eine dunkle Gestalt ihm den Weg. Eine zweite, dritte tauchte vor ihm auf. Ein Dutzend Häupter streckte sich ihm entgegen.

Hund! verdammter! Du hast uns betrogen! Warum warst du nicht an der Pforte?“

Robert sah triumphierend in die grimmschmerzlichen Gesichter. „Weil ich — weil ich nicht wollte.“

„Nicht wolltest? Du wortbrüchiger Lump. Jehn Jläser frog hast du ge-soffen auf meine Kosten und denn nicht wollen? Wart!“

„Gi, holt's euch doch selbst, was ihr haben möchtet!“

Auf einmal wurden sie handgemein. Stumm, erbittert rangen sie, zu einem schwarzen Knäuel geballt, der auf dem weichen Schnee hin und her wogte. Und plötzlich ein halblauter Schrei, der Knäuel löste sich blitzschnell auf. Wieder lag die Stadt lautlos still unter ihrer Schneedecke. Dab, endlos streckte sich die schurgenraden Köpfer der Straße mit den zwei Funkenreihen ihrer Gaslaternen. Ein dunkler Gegenstand war auf ihrer weißen Fläche zurückgeblieben. Der lag und rührte sich nicht. Der Wind bestreute ihn mit losem Schnee, er litt's und rührte sich nicht.

Nun aber begann's lebhaft zu werden auf dem Platz um die Kirche. Vor dem erleuchteten Haus fuhr Droßcht auf Droßcht vor. Der Schloßherball ging zu Ende. Als der erste Wagen voll heimkehrender Gäste die Köpenicker Straße hinunterrollte, schauten die Pferde, ein paar mutige junge Kap-pen und sprangen zur Seite. Fast wäre der Rutscher vom Bod geschleubert worden. Fluchend hielt er sie an. Ein der Fenster wurde herabgelassen.

„Was ist's denn, Fritz?“ fragte eine Stimme aus dem Innern.

„Auf dem Fahrdamm liegt was, Herr Püllemann. Und, Herr Pülle-mann, ich glaub' wahrhaftig, ein Mensch.“

Im nächsten Augenblick standen die Insassen des Wagens mitten im Schnee, ein alter Herr, ein junges Mädchen, warm in Pelze verpackt, und ein jüngerer Mann.

„Ja, wahrhaftig ein Mensch, Papa,“ sagte der Letztere und beugte sich über den Daliegenden. „Und schäufstun hergerichtet, wie es scheint.“

„Ja, was fangen wir denn mit ihm an? Johann sollte zur nächsten Polizei-wache fahren.“

„Unterdessen verblutet er,“ brumnte der Junge. „Warum, hab' ja kein Verbandzeug mit.“ „s hilft nichts, Papa, wir müssen ihn aufpicken.“

„Nimm ihn mit, Papa,“ bat auch das Mädchen. „In zehn Minuten sind wir zu Haus. Ich lasse gleich die kleine Gartenstube heizen, und Franz kann ihn verbinden. Vielleicht pflegen wir den armen Menschen wieder zurecht.“

„Wie die Sache liegt, wird uns wirklich nichts anderes übrig bleiben,“ entschied der alte Herr. „Na denn, Fritz, helfen Sie mal dem Herrn Dok-tor, ich will so lange die Pferde hal-ten.“

Und während Johann über den vor-wichtigen Schlingel brumnte, der wahr-scheinlich das Opfer einer Selbstver-leiter geworden sei und „eigentlich noch Hause zu haben müßte“, nahmen er und der junge Arzt Robert Werner von der Erde auf und legten den Blut-lidestromen quer auf den Boden des Gefährtes. Der Doktor stieg mit auf den Bod und der Wagen fuhr vor-sichtig im Schritt über den weichen Schnee dem Landhaus des Fabrikanten Püllemann in der Hohenzollern-straße zu.

Als Robert Werner auf das Bett aequat wurde, kam er plötzlich zur Be-winnung, vielmehr er schüttelte die wunderliche Schwere ab, die auf ihm lastete. Jemand hatte seinen Kermel aufgeschnitten, um seinen Rod auszu-suchen, und in ihm war eine dunkle Empfindung, daß er das nicht leiden dürfe. Vor Schreck öffnete er die Augen. Da wachte er's auf einmal wie-der genau: ja, in der Rodtasche steckten die Sprengpatronen. Es war sein letzter klarer Gedanke gewesen, daß er die irgendwie von sich thun müße.

Franz Püllemann, die Unruhe miß-verstehend, die sich in seines Patienten Blick malte, beruhigte ihn: „Sie sind bei Freunden,“ sagte er herzlich, „bei Freunden, die es gut mit Ihnen meinen.“

„Dane zu antworten tastete Rob mit der linken Hand, die er bewegen konnte, in die rechte, in die linke Rodtasche.“

„Suchen Sie etwas?“ erkundigte sich sein Beschützer.

Robert Werner sah ihm mißtrauisch an. „Haben Sie's herausgenommen?“

„Was denn? Ich habe nichts aus Ihrem Rod genommen.“

Da begriff Rob, daß die, deren Mes-ser ihm zwischen die Rippen geschoben war, auch die Sprenggeschosse wieder an sich genommen hatten. Das war gut. Da brauchte er sich also nicht zu bemühen. Niemand würde von der Sache erfahren. Die Augen fielen ihm wieder zu, und er sank zurück in den Halbtrom, der dem Wundheilvor-gang, während Dr. Franz Pülle-mann mit dem Eifer des Keulinas die Verletzung untersuchte. Der Stuhl war tief und ging hart an der rechten Lun-gen Spitze vorüber.

2. „Wilhelm! Wilhelm!“

Die es ungeduldig durch die Säte rief und jetzt mit ihrer Spektakel-hand den Knopf der elektrischen Klingel drückte, war ein wenig roth im Gesicht, ein wenig did in der Taille, aber ihr leuchtendes Seidenkleid, das vorn in einer zerknüllten Wadelfalte eine Hand breit vom Boden wippte, tauch-te wie nur sehr theure Seide taucht, und die Villa, in der die Dame saß, war ein prächtiger Bau auf dem theuer-sten Baugrund Berlins, fundenweit fort von der ruffigen Fabrik im Osten, aus der das Vermögen der Pülle-manns floß.

Der Diener kam, ein hübscher Mensch in grauer Livree mit Silber-stöpfen. Er sah die Frau an und lä-chelte freundlich.

„Wo ist mein Mann, Johann?“ fragte Frau Püllemann.

„Herr Commissionersrath ist in seine Stube jejanen. Es ist Besuch da.“ Johann lächelte noch freundlicher.

„Besuch?“

„O, nichts Besonderes, die Wittwe von unserem früheren Compagnon, die Frau Aroth. Es wird Herrn Püllemann nicht gerade lieb sein.“

„Johann,“ bemerkte Frau Pülle-mann, „diese Bemerkung war sehr un-passend. Ueberhaupt, laden Sie nicht immer. Sie haben gar keine Manieren. Frau Baronin Köffing war neu-sich ganz chotirt.“

„Bitte, was war die Dame?“

„Ihr Benehmen hat sie verdrossen.“

Johann ging stumm aus der Thür mit einer ganz kleinen Bewegung der Ellenbogen und Schultern, die aber so deutlich wie eine ganze Rede aus-drückte: die Frau Baronin könne ihm im Mondschein begegnen.

Frau Püllemann schüttelte feusend den schön frisirten Kopf. Püllemann's hatten viel erreicht, seit mit dem um sich greifenden Radsporn die Summi-fabrikation in Schwung gekommen war, und den bei Lumpenpapier und Agenturen zweimalvertrachten Haus-herren in die Reihe der Millionäre em-porgehoben hatte, viel und große Dinge. Eins hatten sie nicht erreichen können: autgeschulte Diensthöten. Die wuchsen nicht bei Püllemann.

Der Hausherr kam jetzt, schmer ein-herschuldring auf den weichen Teppi-chen der Säle, gerade im nämlichen Augenblick, als drunten aus der Thür für die Dienerschaft ein bageres Weib in Trauer sich mit aufgeregten Gebär-den hinausgab. Auch Herrn Pülle-mann's Gesicht war roth, wie gute Weine und fette Speisen bei gewohn-heitsmäßigem Genuß ein Gesicht zu färben pflegen. Aber um Mund und Augen schnitten in die rothgen Fettpol-ster eine Menge Fältchen, zurückge-bliebene Narben gleichsam aus einem

langjährigen Arta mit der Schlaubert der Concurrenz, der Teilnahmslosig-keit des Publikums und der lästigen Wühler der Saisonwäite. Ge-wöhnlich zeigte sein Gesicht jetzt den Ausdruck eines glatten Wohlwollens der Gefährten, die es für's tägliche Brod nicht mehr nötig haben, ihre Mitmenschen zu ärgern, und das höch-stens aus Grundfah oder Gewohnheit noch einmal thun. In diesem Augen-blick aber war Püllemann entrüstet.

Er ging an seiner Frau vorüber zum Büffett und stürzte ein Glas Port-wein hinunter.

„Ich weiß schon,“ sagte Frau Pülle-mann. „Die Aroth war wieder da. Darum fannst du mich doch „Hannab“ nennen. Wir geben diesen Leuten recht, wenn wir uns selbst herab-sehen.“

„Weißt du auch, was sie meinte?“

„Geld.“

„Das versteht sich. Aber wozu sie's wollte? 's is zu dumm! Um ihren Mar auf's Gymnasium zu schicken — auf's Gymnasium! Weil er Talent hätte! Jungens ohne Vermögen haben immer Talent! Was sollten sie denn sonst haben, wenn sie nicht mal Talent hätten? — Auf's Gymnasium soll der Mar. And ich, ich soll den Wig bezahlen.“

„Natürlich,“ betätigte Johanne Püllemann.

„Ne, aber wie sie's verlangte! Das is denn! doll! doll! Ihr Mann hätte sein Vermögen zusezt, darmit mit meiner Papierfabrik, und als ich es mit dem Gummü gut gegangen wäre, da hätte ich ihn aus dem Ge-schäft rausgedrängt! rausgedrängt! — Es is ihm die Meisten zu kriegen! Als ob ich dran schuld wäre, daß er gleich im zweiten Jahr krank wurde! Als ob ein junges Geschäft geführt werden könnte mit einem tranken Compag-non! Mir, Püllemann, einem Stadt-verordneten und ehrlichen Mann, sagt die rabiate Weib, sagt — giebt zu verstehen — Hanne, gib mir noch 'n Glas Portwein!“

„Reg' dich nicht auf, Wilhelm. Das die Person sagt, ist als wenn die Spa-gen auf deinem Dache piepen. So wie du daheist in der Welt!“

„Das ist wahr. Püllemann kann leiner an die Wimpern klumpen. Das ist ein Ehrenmann, der is so jut wie 'n Wechsel, hier und über'm Meer, und in Afrika. Ruh auch sein. Einen ehrlichen Namen, das sind die Eltern ihren Kindern schuldig.“

„Daß du der Person denn nun doch nachgegeben?“

„Ach! Püllemann richtete sich auf. „Daß ich sie wegen Verleumdung be-lange, wenn sie ihr etelhaftes Ge-trächsel wiederholt, die Verleumdung hab' ich ihr gegeben. Soll ich den Größenwahn der Person etwa noch mäßigen? Kann ihr Mar nicht in die Volksschule gehen? Da sind viele tüch-tige Leute daraus hervorgegangen. Soll ich der Kärrin helfen, noch so 'n Früchtchen großzuziehen, wie ihren ältesten, der jetzt wohl auf Stiefel-wähe und Streichhölzer reist und sei-ne's Vaters alten Compagnon und viel-jährigem Freund mit Aplomb die Rückseite zuteilt, wenn er ihm einmal zufällig begegnet. Der Kerl hat sie aufgebeht. Aber ich nehme das Schlangengott aus! Ich nehme's aus! Sie sollen sich nicht zu sicher fühlen.“

„Reg' dich nicht auf, Wilhelm! Dent' an untre Gaste.“

Püllemann sah die lange, in Licht-glans schwimmende Zimmerreihe hin-unter. Ein Lächeln glättete seine er-regten Züge. „Wahr ist's. Es macht sich.“ Er begann zu trällern: „Treibt der Champagner das Blut mir im Kreise.“

Wilhelm Püllemann war die Säule eines Männergenossensvereins.

„Du, Hanne, ich glaub', es wird heut' noch ganz hübsch bei uns.“

Er sah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde, bis die ersten Gäste ein-treffen konnten. Ihm fiel ein, daß er noch immer eine Summe in seiner Brieftasche bei sich trug, die er sich auf dem Heimweg auf der „Süddeutschen Bank“ eingelöst hatte. Er ging also in sein Arbeitszimmer, das zu ebner Erde lag, und verschloß die Scheine in seinem Geldschrank. Die Vorhänge vor den Fenstern waren noch nicht her-abgelassen. Durch die tauben Bäume des Gartens und die fallenden Schneeflo-den und Regentropfen sah er den Ausbau auf dem anderen Flügel der Villa. Licht brannt hinter den Schei-ven. Dort hatte seit sechs Wochen Püllemann junior seinen aus dem Schnee aufgesehnen Patienten unter-gebracht.

„Wird auch keinen Dant davon ha-ben,“ dachte der Fabrikant pessimis-tisch. „Wann erntet unseerins wohl etwas anderes als Unbant von der Banke?“ Und er vergaß sich an offe-nen Fenster in einem einzigen Brüten über der Unterredung mit der Wittve seines früheren Compagnons. Er hatte dem Manne und seinen Ange-hörigen alles gegeben, was sie nach dem Gesetzbuch zu fordern hatten, und es ärgerte ihn unendlich, daß sie nach einem ungeschriebenen Gesetz, von deis-ner Geboden er aus sentimentalen Ju-gendtagen her eine dunkle Erinnerung be-wahrt, sich ein anderes Recht her-ausrechneten, das er ihnen schuldig blieb.

In der Küche rührte unterdessen Frau Wintersfeld, die Kochfrau, eine Sauce. Dabei gab sie ihrer Schwester, der Köchin, die ihr die Ingredienzen zuführte, gute Lehren.

Sieh dich man vor, Dora. Die Herren sind heutendags nicht mehr, wat se in meiner Jugend waren. Da hatten die jungen Leute noch Jesühl an Rechlität, während die Serie jetzt man bloß bummeln will. Besonders ein Mädchen mit einem Spartaftens-buch, so wie du, kann jar nich vorstü-tia genua sein. Wo du doch doch schon verlobt bist.“

Dora Schnapphuhn, eine dicke Per-son mit einem Entengesicht, wiegte sich selbstberuht in den Hüften. „Wenn du ihn bloß jesehen hättest, Sophie! Ad bin doch doch nicht von jesteren. Aber, id muß sagen, der hat Bildung! Na, natürlich, ein Rentje!“

Minna, die in bestem Waschlaid und Hamburger Häubchen zur Hilfe-leistung in der Garberobe bereits am Tisch saß, zuckte die Achseln. „Mir thut der Kamah leid. Das war doch doch ein propper Mensch. Ich weiß nich, ich bin für Treu' und Redlich-keit.“

„Wie eene sich bettet, so liegt se,“ meinte Dora. „Der Kamah, nu ja, id sag' ja nichts jejen den Menschen! Aber ein ganz jemeiner Fabrikier is er doch man.“

„Weißt denn schon, wie dein neuer sich schreibet?“ erkundigte sich die Koch-frau.

„Dora! Der Nachtesten für den Herrn Werner?“ rief der lächelnde Die-ner an der Rückenthür.

„Kann denn so'n Schlofferjessell' nich in die Küche essen kommen? Wo id alle Hände voll zu thun habe! Ueberhaupt nich mein Fleisch, daß der junge Herr mir die Lumpen von der Straße aufsieht un ins Haus bringt. Er soll warten.“

Minna brüdte die Arme auf den Wagen, sie litt fast immer an Magen-schmerzen. „Vielleicht kriegen sie der Dora ihren heut' noch zu sehen, Win-termeiern. Er kommt manchmal auf 'n Abend an die Gartenpforte.“

Die Thür glode schrillte.

Minna und Johann stoben die Trepp-e hinauf. Es war aber kein verfrüh-ter Gast, sondern Lisbeth, die Tochter des Hauses, die mit windberwehtem Haar und nasser Notenmappe eilig ein-trat.

„Rach, Minna, helfen Sie mir beim Anziehen. Still! Sagen Sie Mama nichts. Sie auch nicht, Johann. Es hat lange gedauert im Gefangengein. Dann, dann bin ich beim Abspringen von der Elektrischen gekürzt. Still doch! Rufen Sie meinen Bruder nicht. Es ist nichts, sag' ich Ihnen! Es ist noch gut gegangen. Sie sehen ja!“

Hastig lief sie die Treppe hinauf. Sie mußte doch die Zähne zusam-men-beißen. Das linke Knie that recht weh. Minna zog ihr die Schuhe und Strümpfe aus, goß Waschwasser in die Schale, bereitete das weisseidene Kleid auf's Bett, topfischeltend und hastig, immer in der Erwartung, durch die Ankunft der ersten Gäste abgerufen zu werden.

„Ne, wie Fräulein ihr Zeug aus-sieht. An die Loden muß ich gnädig' Fräulein auch frisch brennen. Un so spät is es schon! So spät! Wo wir doch jroße Jellenschaft haben.“

In ihrer Friseurjade sah Lisbeth tief athmend, während das Mädchen mit eiligen Händen ihr langes bräunliches Haar löstete. Sie sprach nicht. Aber Minna meinte, ihr Fräulein hätte nie so hübsch ausgesehen wie jetzt mit den geröteten Wangen und den ganz un-gewöhnlich dunklen Augen. War's der Gefangengein, der sie betrat aufgemuert hatte?

Ein Wagen fuhr vor.

„Das sind Direktor Frenfels, Fräulein. Ich kenne die Zummiräder. Nun muß ich doch wohl in die Garberobe.“

„Ja, gehen Sie nur, Minna. Was noch zu thun ist, besorg' ich schon al-lein.“

Sie fuhr in die Aermel des Kleides und dann blieb sie stehen, reglos ver-sunken in die Erinnerung an die ver-gangenen Stunden.

Das Haus Püllemann stand heut' unter dem Eindruck der Aroth. Nicht bloß der Vater, auch die Tochter hatte ihre Begegnung mit einem Gliebe dieser verpönten Familie gehabt. Sie war eilig aus der Singakademie gekommen und in die nächste Elektrische gesprun-gen. Der Regen klatschte auf das Pflaster, der Wagen war überfüllt. Ohne sich umzusehen, setzte sie sich auf den einzigen noch freien Platz, zwischen eine dicke Frau mit einem Korb am Arm und einen jungen Menschen. Sie zupfte ihren nassen Rod zurecht, sie legte die Notenmappe auf die Knie, nahm ihren Fahrschein. Als sie jetzt den Kopf wandte, griff ihr Nachbar an seinen Hut und grüßte sehr höflich, fast feierlich.

Lisbeth Püllemann's Augen weite-ten sich. Die Umrisse dieses Profils, der spöttisch trockne Blick unter sehr gebogenen Wimpern hervor, das war so unbekannt, so alt vertraut, und schien doch so fernliegend, so traum-haft fremd, wie die schöne Kinderzeit selbst, die Zeit, da sie mit diesem auf Frau Aroth's Fenstertritt hockte, eng an ihn geschmiegt, wie jetzt ihrer Nach-barin massive Wucht sie gegen ihn drängte. Sie hatte ihn nicht wiederge-sehen, seit das Schicksal den einen Compagnon in den Thiergarten und den anderen in die Oststadt verschla-gen und eine noch größere Kluft zwi-schen ihre sociale Stellung gelegt hatte. Unwillkürlich machte sie einen vergeblichen Versuch, den Zwischen-raum zwischen sich und dem jungen Mann zu erweitern.

„Fritz — Herr Aroth —“

Aber um der fremden Zeugen willen sagte sie sich.

„Es geht Ihnen doch auf, Herr Aroth?“ fragte sie herablassend.

Er nickte. „Wie allem Unkraut. Nicht umzubringen.“

Sie wurde rot. Die Antwort war

frech. Und sein Anzug war entschie-den schäbig. Von ihrem Vater wußte sie, daß er ein Taugenichts geworden sei.

„Jeder hat zulezt das Schicksal, das er verdient,“ erwiderte sie hochmüthig.

Er nickte wieder. „Soffentlich!“

sagte er mit Nachdruck, wandte den Kopf und sah ihr gerade in's Gesicht. „Ich muß hier aussteigen“ und drängte sich zum Perron. Sie hatte das dunkle Gefühl, daß Fritz Aroth hinter ihr herkam. Dielt an ihrem Ohr hörte sie seine Stimme.

„Diesel! Was haben sie aus dir gemacht!“

Da sprang sie blindlings aus dem noch fahrenden Wagen. Sie glitt auf dem schlüpfrigen Damm aus, sie stürzte. Sie fühlte einen heftigen Schmerz. Im nächsten Augenblick hob Jemand sie auf, zog, schob sie über die Hofstraße, auf eine Bank im Gebüsch, und während der Wagen weiter fuhr, trocknete er ihr den Strahenschmutz von Händen und Röden.

Als sie sich besann, war ihr erstes Gefühl Jörn. Sie stieß die hilfe-reichen Hände vor sich.

„Mühen Sie mich nicht an! Was wollen Sie von mir? Warum sind Sie mit nachgekommen? Wie können Sie sich unterstehen, mich zu duzen? Sie!“

Fritz Aroth hob mit drohender Ver-dugtheit den Kopf. „Gott sei Dank! Sie schimpfen. Sie ist gesund.“

Er lehrte auf den Damm zurück und holte die ihr entfallene Notenmappe.

„Bekannt Sie in Gnaden, hochver-ehrtes Fräulein Püllemann, daß, nach-dem ich Sie aufgesammelt habe, ich auch Ihr Eigentum aufsammlen und Ihnen überreichen darf?“

Erst jetzt sah Lisbeth sich um. Ra-ches, regennasses Strauchwerk, Baum-tronen im Nebel verschwimmend, im Nebel verschwimmend die Umrisse fer-ner Wanderer — klar nichts als die Lichtpunkte der Doppelreihen der La-ternen rechts und links, und vor ihr das Gesicht ihres Jugendgespielen, die-ses selbstbekannte und selbstsam frem-geordnete Gesicht.

„Gott im Himmel! Wo bin ich denn?“

Sie versuchte aufzustehen. Mit einem Schmerzenslaut fiel sie auf die Bank zurück. Und immer der schweigende Gefährte, der sie stumm, mit spötti-schem Ausdruck betrachtete. Eine tolle Angst packte sie. Sie rief ihr Gelp-betwelen aus der Tasche.

„Wenn Sie vielleicht mein Geld ha-ben wollen — Ihnen sie.“

Sein Gesicht wurde nicht einmal rö-ther. Es rief nur ein Ausdruck in seine Augen, der sie verstumm machte.

„Wenn Sie denken, Sie können mich beleidigen, Lisbeth Püllemann, dann ernen Sie sich. Was Püllemann heißt, beleidigt Fritz Aroth nicht mehr.“

„Aber was wollen Sie denn von mir?“

„Ich betracht' Sie mit. 's ist mert-würdig, wie so was sich auswirkt. Die Kasse schlägt zulezt immer durch. Schade! Jeder Mensch hat seine Herr-heit. Ich, wahrhaftig, weil ich sonst nicht viel Angenehmes zu denken weiß, hab' immer gern an meine Kinderzeit zurückgedacht und an ein kleines, bun-des Mädel darin, das ich furchtbar gern hatte. Bitt' um Entschuldigung, Fräulein Püllemann! da hatt' ich Sie noch nicht wiedergesehen.“

„Ach, Fritz,“ sagte Lisbeth kläglich, „ich hab' doch immerfort an Sie ge-dacht, und der Anstun, den wir zu-sammen aufgeführt haben, der ist mein Schönstes. Ich hab' auch so viel ge-weint, weil Sie nun ein schlechter Mensch geworden sind.“

„Bin ich das?“

„Papa sagt's.“

Er lachte. „Dann freilich muß es wahr sein.“

„Sind Sie's nicht, Fritz?“ fragte sie schüchtern. „Ich weiß doch von nichts.“

„Und wollten auch von nichts wissen. Oder warum haben Sie nie mehr den Weg zu uns gefunden?“

Sie gab keine Antwort. Sie wußte kein. Ja, warum hatte sie den Weg nicht gefunden? Nur Nichtigkeiten hatten sich ihr entgegengestellt, Alltägliches, Gewöhnliches. Daraus war nun die große, große Dauer gewach-sen, über die sie nicht mehr zu einan-der konnten.

Der Regen rieselte, eine Uhr schlug. Sie fuhr auf.

„Ich muß nach Haus. Ich habe mich schon in der Akademie verspätet. Und bei uns ist Gesellschaft.“

„Wohin darf ich Sie führen?“

Sich umwendend sah sie seine Augen noch einmal im Laternenschimmer auf-glänzen, diese flugen, harten und ver-langenden Augen. Dunkle Ränder zogen sich darum. Die Wangen da-runter waren schmal, und scharf die Züge um die Lippen.

„War er wirklich ein schlechter Mensch?“

„Drunten fuhr Wagen auf Wagen vor. Das Stimmengewirr im Treppenhause schwoh an. Hastig stredte Lisbeth den Schneeglöckchenstrauch an den Ausschnitt des Kleides, streifte die Arminge an und ging hinunter in die schon gefüllten Festräume. Fren-tel war anwesend mit seiner Frau, einer pitanten Schönheit, die er der Gesellschaft aufwanna. Lisbeth sah ihre beiden älteren Brüder mit ihren Frauen, ihre Schwester Hetty, die seit einem Jahr mit Lorensen, einem der ersten Jumeiere der Stadt, verheiratet war, noch ein paar Fabrikanten mit ihren Frauen, lauter fatte, glänzende Gesichter, bei den Damen üppige Schultern, Fettpolster, auf denen Brillen funkelten, dazwischen, durch die gewollte strenge Einfachheit ihrer Er-scheinung auffallend, die Familie des Regierungsraths Späher.“

Aber Lisbeth ging zuerst auf eine Dame in weißen Haaren zu, die auf einem kleinen Esopha, die Rücklehne verschmähend, stumm aufgerichtet saß, der Typus der Aristokratin von vor vierzig Jahren. Es war Frau von Köffing, die seit einigen Monaten die kleine Villa im Schweizerstil in Pülle-mann's Garten bewohnte. Daß sie eingewilligt hatte, das Fest durch ihre Gegenwart zu ehren, erfüllte die Gast-gewer mit Stolz. Sie betrachteten sie als den Clou der Abendgesellschaft.

Während Lisbeth sie begrüßte, wa-ren die letzten Gäste eingetreten. Pülle-mann verbeugte sich auf den Weg vor Frau von Köffing. Und im selben Augenblick schob ein aerundeter Arm in schwarzem Tuchärmel sich Lisbeth entgegen. Sie hatte nicht Zeit gehabt, einen Blick auf die Tischordnung zu werfen. Neugierig sah sie daher auf zu dem Mann, dem der gebogene Arm ge-hörte, und ihr Herz zetzte einen Augen-blick aus, sie wußte selbst nicht, ob vor Vergnügen oder vor Bangigkeit. In den vertraulichen Gesprächen ihres Mittwochnachmittagsstranzchen spielte dieser Mann die Rolle eines Lovelace und Herzensbrechers, durch einen Stich in's Unbegreifliche und Mephistofische von angenehmen Grufeln umflossen, und wenn Papa und Mama ihn nannten, die doch aus ganz anderen Grün-den werthschätzten als ein Nest junger Mädchen, geschah es mit derselben, fast scheuen Hochachtung.

Ein Gesicht, bräunlich wie das eines Italieners, mit einem paar herrlicheren Augen, von denen man niemals genau wußte, ob sie spotteten oder schwärmten, eine mittelgroße Gestalt, ganz Musteln, Energie, Kasse, und in Hal-tung und Miene das übermüthig Sie-gelhaftere, die über den Dingen stehen, so sah sie ihn vor sich. Er hatte eine nicht ganz gewöhnliche Carriere gemacht, seit er nach absolvirtem juristi-schem Studium in's Bankfach überge-treten war, und der gespannte Aus-druck seiner Züge schien zu sagen, daß er mit einem bescheidenen Bläzchen in der menschlichen Gesellschaft nicht zu-frieden sein würde. Vordirektor Fren-tel sah in ihm seine rechte Hand, seinen bereinstigsten Nachfolger, falls seine Fähigkeiten ihm nicht die Berufung auf einen noch einträglicheren Posten ver-schaffen.

Herr Doktor Wicelius, sagte Lis-beth, mit schüchternem Lächeln ihre Fin-gert auf seinen Arm legend.

„Leider war es mir bis jetzt nicht möglich, Sie zu begrüßen,“ gnädiges Fräulein.“

„Ja, ich bewillkommnete Frau von Köffing.“

„Bitte, wie heißt die Dame?“ frug der Doktor.

„Frau von Köffing. Sind Sie ihr nicht vorgestelt?“

„Ich hatte den Namen nicht beachtet. Also Köffing. Frau von Köffing? Von hier?“

„Nein, sie ist aus dem Süden her-gezogen, aus Stuttgart, hat auch viel im Ausland gelebt. Jetzt ist sie unsere Hausgenossin. Sie liegt ganz allein in der Welt, die arme alte Dame. Ihr einziger Sohn ist vor langen Jahren auf traurige Weise um's Leben gekom-men. Papa sagt, wir müssen ganz be-sonders zuvorkommend gegen sie sein.“ Sie sah ihren Begleiter an und stiedte.

(Fortsetzung folgt.)

Unnöthig.

„Bitte, zur Bahn. Ich glaube, sie kommt dort.“

Sie nahm seinen Arm und stützte sich darauf. Sie konnte jetzt gehen.

Er sprach nichts. Langsam rüdte das feurige Auge durch den Nebel heran. Sie standen am Geleise. Dem Mädchen war seltsam zu Muth.

„Fritz —“

„Gnädiges Fräulein —“

„Ich habe Ihnen noch nicht mal ge-dankt.“

Er verbeugte sich.

„Und wenn ich Ihnen Unrecht ge-than habe —“

Er verbeugte sich wieder, noch tiefer.

„Fritz — Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Es war doch schön, damals, in unserer Kinderzeit. Eigent-lich war's viel schöner, als es jetzt manchmal ist. Sie — Sie müssen nicht mit Haß an mich denken. Bitte, nicht mit Haß —“

Da hielt die Bahn. Er half ihr ein-steigen. Geantwortet hatte er nicht.

Professor (der jedes Jahr Studien halber nach Rom fährt, bei der Abreise zu seiner Gattin): „Pauline, wo ist mein Schirm? Wenn ich nach Rom fahre, muß ich doch auch einen Schirm mitnehmen!“

Gattin: „Zu was denn? Du hast doch noch vom vorigen Jahre drei Schirme in Rom stehen!“

